



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Ein neues Lustspiel.

Aus Paris.

Eine acht französische politische Komödie! Sie ist aber nicht auf der Börse, nicht in der Pairs- und nicht in der Deputirtenkammer, sondern, was eben das Wunderbare, auf einem wirklichen Theater, dem Odeon oder Second Theatre français aufgeführt worden und hat gestern Abend halb Paris in Aufregung versetzt. Der Beifall des Publicums war eine doppelte Demonstration, er galt den pikanten Anspielungen des Stückes auf die Gegenwart und der eigenthümlichen Lage des Autors, des Herrn Felix Pyat, der nicht einmal die Erlaubniß erhalten konnte, der ersten Aufführung seines Dramas beizuwohnen. Sie erinnern sich, daß Pyat, wegen seiner Angriffe auf den Hoffeulletonisten Jules Janin, zwei Jahre zu sitzen verurtheilt wurde, und diese Zeit ist noch nicht um; indeß er wird den Erfolg von gestern Abend gehört und auch im Gefängniß gut geschlafen haben, besser vielleicht als Jules Janin, der noch nicht weiß, was für eine Kritik er über die neue Komödie schreiben soll.

Das Stück ist sehr, sehr französisch, denn es spielt im alten Griechenland, und zwar in Athen, etwa 400 Jahre vor Chr. Geb. Es versteht sich von selbst, daß Athen nur eine bescheidene Folie für Paris, und daß der Held des Stückes, Diogenes, eigentlich nur ein antiker Robert Macaire ist. Auch mit der Chronologie nimmt es der Verfasser nicht sehr genau; die Zeit vor oder nach Perikles ist ihm einverlei, und er hat Recht daran. Aus einer satyrischen Komödie will man ja nicht Geschichte lernen.

Vorspiel. Wir stehen also in Athen auf einem öffentlichen Platz. Man athmet antike Lust, die Sonne des Perikles vergoldet

noch die Säulen und Stufen der attischen Tempel und Paläste. Ein Mann tritt auf, in Reisefleibern, mit bestaubten Schuhen, den Wanderstab in der Hand. Er kommt direct aus Sinope und gehört einer ehrbaren Familie an, die vom Falschmünzen seit undenkbar Zeiten sich ernährt hat. Sein Vater hat wegen einer Lumperei von ein Paar tausend Drachmen, die er fabricirte, Reifaus nehmen müssen; er aber ist auf den großen Gedanken gekommen, sich einmal Athen, das Athen anzusehen, welches da maschirt à la tête de la civilisation, welches der Brennpunkt aller schönen und großen Geister ist, die einzige unter allen Städten Griechenlands, die den Talenten des jungen Diogenes von Sinope einen würdigen Spielraum bieten kann. Denn er hat sich entschlossen, sein Brod als ehrlicher Mann zu verdienen, und wie er die Statue des Miltiades sieht, die, ganz in Gold und gloire gehüllt, von ihrem hohen Sockel den Platz beherrscht, so ruft er: bon, ich werde Soldat; ich werde siegen, Ratzias machen, und man wird mir Monumente errichten. Aber in diesem Augenblick naht sich ihm ein alter Invalide, ein Stelzfuß, der in den großen Perserschlachten (!) verstümmelt worden, und bittet um ein Almosen. Diogenes sieht ihn an, wirft ihm einen Obolus hin und sagt: Nein, ich werde kein Soldat.

Aber, ich bin ein gesunder Kerl, ich werde arbeiten, ich werde den Meißel führen und den Marmor hauen zum Ruhm des Vaterlandes. . . da wird eine Bahre von zwei Arbeitern vorbeigetragen, ein dritter liegt auf der Bahre, mit zerschmetterten Gliedern, und ein vierter, der hinten nachgeht, sammelt Almosen für die Wittwe und die Waisen des armen Arbeiters, die nun ohne Brod sind. . . Diogenes gibt wieder einen Obolus aus, und ruft mit einem Seufzer: Nein, ich werde kein „Duvrier!“

Wie, wenn ich Poet würde? Poet! wieberholt er mit saurer Miene, — bah! meinetwegen, ich werde Poet! Da hört er Geschrei und Gezeter. Ein Dichter kommt über die Bühne, von seinen zwei Söhnen, die ihn für verrückt ausgehen wollen, vor den Richter geschleppt. Der Greis vergießt Thränen, ruft die Götter zu Zeugen und declamirt Verse. Diogenes horcht auf, erkennt den großen — Sophokles (!), beugt sich vor ihm, nimmt sich aber vor, kein Poet zu werden.

Beim Herkules! sagt er, die Geschichte wird immer verwickelter. Soll ich am Ende nach Sinope zurück? Nein! . . Halt, jetzt hab' ich's. Ja, ich werde ein Philosoph. Seinen Nächsten Weisheit lehren, daß muß schön sein. . . In diesem Augenblick bewegt sich ein Zug über den Platz; es sind Leute aus dem Volk, die Verwünschungen rufen, und Bewaffnete, die den Säbel schwingen. Zwischen den Bewaffneten geht ein Mann, dessen Haupt ein schwarzer Schleier bedeckt. Und dieser Mann ist kein Anderer als — Sokrates (!), der in

den Kerker geführt wird, wo er den Schierlingsbecher trinken soll. O Athener! so ehrt ihr eure Weisen? Nein, nein, ich werde kein Philosoph!

Ach! sagt der junge Diogenes, ich sehe schon, ich muß wieder ein Dieb werden, wenn ich in Ruhe mein Brod verzehren soll. Ich habe nur noch zwei Dbolen... Sogleich kommen zwei Kerle, mit dem Dolsch in der Hand, und bitten sich die zwei Dbolen aus, als Lehrgeld vom Novizen. Eine gute Lektion! aber das Handwerk hat auch seine schlechten Seiten, denn die beiden Spitzbuben sind kaum am Ende des Plases, so werden sie von einer Patrouille, — was? eine Patrouille in Athen? Schadt nichts, also — von einer Patrouille beim Kragen gepackt. — Meine zwei Dbolen! schreit Diogenes, gebt mir meine zwei Dbolen zurück! — Deine Dbolen gehören der Justiz als Beweisstücke! erwiedern die atheniensischen Municipalgardisten. — Beim Styr! sagt Diogenes: ich mag auch kein Dieb werden!

Es wird Nacht und ihre Schatten fallen auch in Diogenes Seele. Er überlegt, wie viel er in so kurzer Zeit gesehen und was für Enttäuschungen er erlebt hat. Ich mag kein Soldat, kein Duvrier, kein Poet, kein Philosoph, nicht einmal ein Dieb mag ich werden, d. h. also, ich will gar kein Mensch sein. Auch gut! Meinetwegen gar kein Mensch... Ein Hund zieht seine Aufmerksamkeit auf sich. Der Hund hat Durst, Diogenes auch. Der Hund trinkt unmittelbar aus der Fontaine. Diogenes wird's auch so machen. Der Hund hat keine Trinkschale, der Glückliche! Er hat, als Hund, das Recht, sich ganz ungenirt zu benehmen; er zahlt keine Miete, er trägt keine Glaceehandschuhe und wird von keinem Räuber bestohlen. Der Himmel ist sein Dach, die Natur sein einziger Herr, der Instinct seine unfehlbare Philosophie. Ach! wie beneidet Diogenes diesen Hund!... Er wirft seinen Becher hin und wird ein Syniker.

Werden Sie es glauben? Dieses Vorspiel hat großen Effect gemacht. Freilich schreibt Pyat für Pariser und nicht für deutsche Kritiker. Und wenn auch der Geschichte eine kleine Gewalt angethan wird, ist die psychologische Erklärung des Synismus, ist die Logik dieses Diogenes nicht — ächt französisch? Und man weiß, daß die Franzosen vor Allem auf die Logik halten.

Ein hiesiger Feuilletonist sagt von diesem „Prologue:“ Er ist einfach in seinem Gang, ungeheuer in seiner Wirkung, und von Anfang bis zu Ende behauptet er jene eherne Einheit, die der natürliche Rahmen aller großen Conceptionen ist!

Im ersten Act sehen wir Aspasia, die ein Bankett gibt. Perikles ist todt, und um die Geliebte des großen Todten drängt sich eine Masse von Herzensprätendenten. Da ist Alkibiades, zugleich mit Demosthenes und Euripides, mit Milon von Krotona und dem „Ban-

quier" Gorgias, kurz da sind Philosophen, Künstler und Patricier aus dem Faubourg St. Germain und aus der Chaussee St. Martin von Athen. Ein Sklave meldet, daß es Tag geworden sei. — Ich will keinen Tag, befiehlt die Courtisane. Schließt alle Thüren und zündet die Lampen an.

Das Fest beginnt erst recht. Die Hauptsache aber ist, daß Aspasia eine geniale Blasfeme ist, die bei den Liebeserklärungen ihrer Freier sich entsetzlich ennuyirt. Laïs — bald hätte ich vergessen zu sagen, daß auch sie unter den Gästen ist — Laïs also hat dies bald bemerkt, und in eifersüchtiger Angst, daß Aspasia ein Auge auf Alkibiades werfen könnte, sucht sie der Nebenbuhlerin ein pikantes Gespräch einzulösen, indem sie von dem bizarren Snyiker Diogenes zu erzählen anfängt. Die Intrigue glückt. — Was ist das für ein Thier? fragt Aspasia. Nun schmückt Jeder das sonderbare Bild mit einem neuen Zuge aus, und Aspasia wird begierig. Man soll ihr den Snyiker bringen, sie will den Hund kennen lernen, auf die Gefahr hin, gebissen zu werden. Welch ein haut goût! ruft sie, wenn er zufällig ein bißchen toll wäre! Aber Diogenes kommt nicht in die Stadt und läßt sagen, er logiere in seiner Tonne, und wer ihn sehen wolle, könne sich zu ihm bemühen. — Geschwind, meinen Schleier! ruft Aspasia, kommt, ich will diesen Diogenes besuchen.

Im zweiten Act sieht man die Tonne und ihren Bewohner, der den Vögeln Brodkrümelchen streut, wie Aspasia auftritt. — Wer ist da? fragt er. — Die Blüthe von Athen; entgegnet Alkibiades. Diogenes sieht sie Alle an. Die Hefe von Athen, willst Du sagen... Dann nimmt er seine Laterne, leuchtet Einem nach dem Andern unter die Nase, und gibt Jedem ein Epigramm zu schlucken, was offenbar die hübscheste und geistreichste Scene des Stückes ist. Endlich kommt die Reihe an Aspasia. Er reißt ihr wüthend den Schleier vom Gesicht, und — bleibt geblendet stehen. Diesmal ist der Snyismus besiegt. Aspasia zieht sich zurück, und Diogenes reibt sich die Augen. Er fühlt sich verwandelt, sein Herz schlägt, er ist wieder Mensch, denn er — liebt.

Der dritte Act spielt wieder bei Aspasia. Laïs hatte recht gerathen. Aspasia hat so lange Hunde in Menschengestalt geliebt, daß sie auch einmal einen Menschen lieben will, der den Hund spielt. Sie schreibt ihm ein Billet = doux: „Gelübde, Schwüre, Himmel und Erde, Alles fahre hin, ich liebe Dich. Komm.“ Diese Zeilen soll ihm Laïs überbringen. Aber Diogenes hat sein Faß verlassen, und rennt wie ein Verrückter durch Athen, die Leute bittend, ihn zum Archonten zu machen, „damit er Aspasia's würdig sei“, was freilich eine sehr moderne und unphilosophische Bräutigamsansicht ist. Alkibiades, der natürlich vorausah, daß Aspasia seinem Nebenbuhler schreiben könnte, hat sich indessen in das Faß versteckt und fängt

daher das Billet = dour auf, welches für den Cyniker bestimmt war. Dann begiebt er sich in das Hotel Aspasia's. Es ist die zweite Stunde in der Nacht, und sie hatte versprochen, bis dahin unter ihren Freiern zu wählen. Alle sind daher versammelt mit pochenden Herzen. Endlich spricht Aspasia. „Ich schwöre bei Diana, daß ich Niemandem gehören will als dem Diogenes“ . . . Im rechten Moment springt auch der Cyniker auf die Bühne. Zweifacher Aufschrei, Umarmung, und dann wendet sich die Herrin des Palastes zu den Anderen: „Entfernt euch, ihr Profanen!“ Alkibiades aber beschließt, sich zu rächen.

Man sollte denken, Diogenes, der Cyniker, dem der Triumph über den ersten Lion von Athen, über den schönen und genialen Alkibiades, gelungen, werde nun zufrieden sein, da doch die Liebe das einzige war, was ihn verleiten konnte, wieder Mensch zu werden, und er werde nun in dulci jubilo mit seiner göttlichen Maitresse leben und höchstens etwas elegantere Manieren annehmen und seine Locken salben. Aber nein! Ist man wieder einmal Mensch geworden, so weicht der Cynismus allmählig allen menschlichen Eitelkeiten. Diogenes will durchaus Archont werden. Im vierten Acte sehen wir ihn auf dem Markt von Athen. Herolde rufen zur Archontenwahl. Da man weiß, daß Diogenes unter den Candidaten ist, so sagen die Plebejer zu ihm: Sieb uns die Vorrechte der Patricier und wir wählen dich. — Dann sagen die Patricier zu ihm: Sieb uns die Macht der Archontenstelle, und du hast unsere Stimmen. — Diogenes, in seinem Unwillen über solche Intriguen, wünscht sie in die Unterwelt, und hätte bald Lust, wieder in seine Tonne zu kriechen. Nur Aspasia tröstet ihn und fesselt ihn an die civilisirte Gesellschaft. Aber da treten neue Herolde auf und citiren Aspasia, auf die Anklage des Hyperboles, vor die Archonten, weil sie bei Diana geschworen habe, nur dem Diogenes anzugehören und diesen Schwur verletzt habe. Da schäumt Diogenes auf. Also auch die Liebe war eine Illusion! — er kriecht in seine Tonne.

Fünfter Act. Wir sind vor dem Tribunal der Archonten. Der Ankläger Hyperboles ist ein Mann des Gesetzes, ein Advocat, ein gewesener Dieb, ja derselbe Spitzbube, der dem Diogenes am ersten Tage in Athen das Diebeshandwerk verleiht hat. Er hat von Alkibiades hundert Drachmen erhalten, damit er Aspasia denunciiren und sich als ihren Mitschuldigen nennen solle. Er erklärt also nun den Herrn Richtern, wie er den vorigen Abend ein Billet-dour von Madame Aspasia bekommen und die Nacht bei ihr verbracht habe. Diogenes kauert in einer Ecke, als verborgener Zeuge; er will den Becher seiner Leiden bis auf die Hefe leeren. Da tritt eine verschleierte Frau vor die Richter und klagt, daß ihr derselbe Hyperboles, der als Ankläger da stehe, ein Armband gestohlen. Der

Grenzboten,, 1846. I.

läugnet und ruft die Götter zu Zeugen seiner Unschuld. Aber die Frau zieht ihn bei Seite, lüftet ihren Schleier ein wenig und fragt: Sieh mich an; erkennst du mich nicht? — Nein, beim Styr, nicht. — Wie, du wagst noch zu schwören, daß du mich nicht kennst? — Ich schwöre es bei allen Göttern des Olymps. — Hört es, Archonten, er schwört, daß er mich nie gesehen hat. Und darauf läßt sie ihren Schleier ganz fallen und giebt sich als Aspasia zu erkennen. Hyperboles entseht unter dem Geizisch und Gepfeife des Volkes. Diogenes aber springt, mit einem rechtzeitigen Theatercoup, aus seiner Tonne und seiner gerechtfertigten Geliebten zu Füßen. In diesem Augenblick fällt der Vorhang.

Wir wissen nun aber nicht: wird Diogenes mit Aspasia glücklich leben und auf seine cynische Philosophie verzichten? Wo bleibt die Moral der Fabel? War Diogenes nur ein genialer Abenteurer, der auf so bizarre Weise im altgriechischen Paris debutirte, bis er die glückliche Partie Aspasians machte? Das weiß weder das Pariser Publicum, noch Felix Pyat selbst.

Ich sage Ihnen: Wäre diese Komödie das Stück eines deutschen Autors, wie wollte ich es in Fegen reißen, um mein kritisches Talent zu zeigen; und wie würde es vom deutschen Publicum ausgezischt werden. Da es jedoch ein französisches Stück ist, und ins Deutsche übersetzt und vom deutschen Publicum applaudirt werden wird: so empfehle ich es hiermit allen löblichen deutschen Theaterdirectionen.

II.

Berliner Vereine.

Aus Berlin.

Weiteres in der Moskitofache. — Associationsfreiheit. — Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen. — Handwerkerverein. — Verein für Verbreitung von Volksschriften. — Pestalozzistiftung. — Christenthum und Humanismus. — Muth und Demuth.

Der Streit über die Moskitogesellschaft hat hier einen sehr persönlichen Charakter angenommen, indem der brasilianische Consul, Herr Sturz, in den Zeitungen eine weitläufige Erklärung drucken ließ, durch welche einer der Herren, welche die Moskitoküste bereist hatten, Herr Hesse, sich beleidigt fand, und wegen welcher er, wie er nun ebenfalls öffentlich erklärt, klagbar geworden. Ich behalte mir vor, auf diese Angelegenheit später zurückzukommen, da sie der Betrachtung noch manche Seite darbietet. Für heute will ich an das anknüpfen, was ich in meinem letzten Schreiben erwähnte, daß der in Bezug auf die Auswanderungssache dringend nöthigen Thätigkeit der deutschen Regierungen die philanthropischen Bemühungen von Privatvereinen über lang oder kurz werden zu Hülfe kommen müssen,

wenn für die Auswanderer etwas Erkleckliches geschehen soll. Und zwar aus dem Grunde, weil Geldmittel dazu erfordert werden, welche nicht leicht anders als durch freiwillige Beiträge wohlwollender Menschen zusammengebracht werden können. In dieser Beziehung tritt nun aber eine eigenthümliche Schwierigkeit bei uns in Deutschland ein. In England, wo die Associationsfreiheit unbeschränkt ist, konnten sich Gesellschaften bilden wie jene der Negerfreunde, welche den ungeheuern zwanzigjährigen Kampf gegen die übermächtigen Interessen der Pflanzernpartei, die von allen Tories eifrig unterstützt wurde, und selbst gegen die anfängliche Ansicht der Regierung mit Ausdauer, Nachdruck und endlich siegreichem Erfolge durchgeführt hat. Bei uns aber werden Associationen, besonders in diesem Augenblicke, da das Gespenst des Communismus am hellen Tage spuken geht, von vorn herein mit mißtrauischen Augen angesehen. Zwar sind Vereinigungen rein wohlthätigen und menschenfreundlichen Charakters durchaus nicht verpönt, werden sogar von oben her gern gesehen und begünstigt, wie das z. B. bei der hiesigen Pestalozzistiftung der Fall zu sein scheint. Aber um Duldung oder gar Gunst zu erwerben, müssen die Vereine gewisse Garantien darbieeten, oder darzubieten scheinen, aus gewissen ruhigen, durch Stellung im Leben und gestempelten Charakter empfohlenen und berechtigten Elementen bestehen, deren sich nicht leicht eine hinlängliche Menge für ein so umfassendes und so viel Kraft, Jugendmuth, Freudigkeit und Aufopferungslust erheischendes Unternehmen als ein großartiger Verein für die Angelegenheit der Auswanderungen sein würde, zusammenbringen läßt. Hiervon haben wir an dem gescheiterten Vereine, dessen ich in meinem vorigen Schreiben gedachte, eine klägliche Erfahrung vor Augen. Die Herren, welche zur Bildung dieses Vereines zusammentraten, hatten sicherlich den besten Willen und die redlichsten Absichten; aber wie hätte es Männern, die theils mit Geschäften überhäuft, Manche selbst schon bei einer Menge von andern Vereinen theils ihrer Stellung wegen zu tausend Rücksichten und Bedenklichkeiten genöthigt sind, gelingen können, die unternommene Sache rüstig und muthig gegen wohlberechnete Angriffe, Rabalen, feindselige und mächtige Interessen zu vertheidigen und zu behaupten? Kräfte, die recht gut geeignet sind, für Kleinkinderbewahranstalten, Armenbeschäftigungsanstalten u. dergl. in aller Sanftmuth und Ruhe auf glattem, borkenlosem Pfade wirksam zu werden, reichen natürlich nicht aus, um Unternehmungen zu begründen, deren Schöpfer von vorn herein auf Anstrengungen und Opfer aller Art gefaßt sein müssen. Die jungen und feischen Kräfte aber, von deren Wirkungslust und Wirkungsvermögen sich etwas hoffen ließe, werden ebenso natürlich mit beargwöhnenden Blicken angesehen, und, kaum daß sie sich regen, sogleich eng gebunden. Auch in dieser letzteren Hinsicht fehlt es uns nicht an einer

überzeugenden Erfahrung. Ich meine das Schicksal des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen. In der Generalversammlung, welche kürzlich stattfand, wurde den Versammelten mitgetheilt, daß das Ministerium schon im November 1844 um Bestätigung der demselben überreichten Statuten ersucht worden war, worauf denn nicht eher als unter dem 4. April 1845 ein Bescheid erfolgte. Die Erfahrungen, die man an dem Vereine bis dahin gemacht, hieß es in diesem Bescheide, hätten Verirrungen in das Gebiet des Idealen gezeigt, maßlose, unerfüllbare Hoffnungen hervorgerufen; die Zwecke, welche sich der Verein gesetzt, wären solche, durch deren Verfolgung er in den Wirkungskreis der Staats- und Communalbehörden eingriffe; man möge sich denn nur vor der Hand auf Errichtung von Spar- und Prämienkassen beschränken, Se. Majestät würde das (freilich Anfangs unter der Bedingung, daß sich der Verein nicht auf Errichtung von Sparkassen beschränke) zugesagte Geschenk von 15000 Thlr. dem Vereine dennoch belassen. — Unterm 10. Juni hatte darauf der Vorstand in einem abermaligen Gesuche, gegen die gedachte Ministerialverfügung remonstrirend, auf Genehmigung der zuvor überreichten Statuten angetragen. Auf diese Eingabe war derselbe gänzlich ohne Bescheid geblieben. — Die Versammlung beschloß fast einheitlich, (indem nur der Professor v. Henning anrieth, den Verein als aufgelöst zu betrachten und die ganze Sache der Fürsorge der Regierung anheim zu stellen), die Aufrechterhaltung des Vereins. — So steht nun die Sache. Dem Centralverein würde wohl schwerlich hemmend entgegengetreten worden sein, wenn nicht die etwas unruhigen Geister, welche sich in dem Localvereine regten, Besorgnisse erweckt hätten. Diese unruhigen Geister besaßen zwar, wie bekannt, die Selbstüberwindung, von ihren ersten Anforderungen an den Verein abzustehen, um nicht, was die Folge des Beharrens auf diesen Anforderungen gewesen sein würde, den Verein noch vor seiner Geburt zu sprengen; allein vielleicht erschienen sie gerade wegen dieser Selbstbeherrschung und Resignation nur um so gefährlicher. Genug, die Löschanstalten, welche gegen das Jugendfeuer des Localvereines vorgekehrt wurden, richteten, wie das beim Feuerlöschen zu geschehen pflegt, das heile und vom Brande gar nicht ergriffen gewesene innere Haus, den Centralverein, mit zu Grunde. — Ich, für mein Theil, habe mir von der zukünftigen Wirksamkeit dieser Vereine nie etwas wahrhaft Förderliches für das Wohl der arbeitenden Klassen versprochen; denn die Geschichte lehrt, daß eine ganze Menschenklasse durch die Wohlthätigkeit einer anderen, welche über ihr steht, niemals wirksam gehoben worden ist, sondern daß immer nur diejenigen Klassen emporkamen, welche sich selbst emporbrachten. Wenn nicht die Klasse der Aerarii im alten Rom um die Mitte des 5. Jahrhunderts sich selbst Eingang in die Tribus und sogar Zutritt zu den obrig-

keitlichen Würden verschafft hätte, die „wohlgesinnten“ Bürger (der *integer populus fantor et cultor honorum* drückt es Livius aus), sowohl Patricier als Plebejer — die damaligen Tories und Whigs — würden den horrenr nimmer zugegeben haben. Von der englischen Chartistenpartei wird dies sehr wohl gefühlt, indem dieselbe mit der *Anticornaw-league* nicht gemeine Sache machen will. — Indessen hätte ich doch gewünscht, daß man die Vereine für das Wohl der arbeitenden Klassen ihren Gang hätte gehen und ihre Versuche machen lassen. Wenigstens hätte es ihnen doch gelingen können, über manche Zustände, welche bei uns noch ganz im Dunkel liegen, Aufklärung zu verschaffen, und — was ich noch höher anschlage — manches einzelne Elend zu lindern. In letzter Hinsicht freilich steht neben dem Guten was von Privatvereinen geleistet werden kann, auch viel Bedenkliches; wie dies z. B. neuerlich die zum Besten der schlesischen Spinner und Weber errichteten Unterstützungsvereine bewiesen haben, — worüber ich Ihnen vielleicht ein anderes Mal Näheres schreibe. Haupt- ächlich aber aus dem Grunde würde ich den Vereinen für das Wohl der arbeitenden Klassen Fortgang gewünscht haben, damit sich ihre Unzulänglichkeit für den beabsichtigten Zweck durch die Erfahrung hätte herausstellen können, während jetzt, da diese Unzulänglichkeit eben- sowenig erfahrungsmäßig feststeht, als die Furcht vor Ausschreitungen dieser doch aus den besitzenden Klassen gebildeten Vereine gerechtfertigt erscheint, die Regierung sich den Vorwurf auflädt, einem möglicher Weise heilsamen Unternehmen in den Weg getreten zu sein.

Wenn ich meine, daß diejenigen gedrückten Klassen, denen geholfen werden soll, sich nothwendig selbst helfen müssen, so wird vielleicht Mancher Communismus dahinter wittern. Jedoch ich bitte wohl zu unterscheiden, was an solchen Richtungen, die man communistische nennt, Idee, Hirngespinnst, Glaubensvorstellung, und was wirkliches praktisches Bedürfnis ist. Das Communistische am Communismus sind seine Träume, seine Dogmen, für welche freilich gerade die Communisten mehr schwärmen und fanatischer sind, als für das Sattwerden Aller die einen Magen haben. Das ist das alte Lied. Mit dem Christenthum ging es ja ebenso. Die Bruderliebe, das Gemeinhaben aller Dinge, derjenige Communismus, welcher Apostelgeschichte 2, 44. erwähnt wird, der Humanismus davon Luc. 10, 37. geschrieben steht — alles das, womit sich die ersten Jünger des Christenthums trugen, verschwand sehr bald vor den heiligen Dogmen, vor den großen Wahrheiten, ohne die man nicht selig werden könne, als da ist: ob der heilige Geist nur vom Vater oder vom Vater und vom Sohne ausgehe u. dgl. m. Anfangs handelte es sich im Christenthume um das gemeine Volk: die armen Fischer, die Zöllner und die Sünder, alles was von der vornehmen und wohlgesinnten Welt verachtet und verstoßen war, wurde berufen,

sollte zu Ehren gebracht werden. „Gehe auf die Straßen und Gassen und führe die Armen und Krüppel herein zum Mahle“, das die geladenen Vornehmen verschmäht haben (Luc. 14.). Aber auf die Letzt kam nicht das arme Volk durch das Christenthum empor, sondern nur die christliche Lehre, nur das Dogma, das die Gemeinden der Fischer u. s. w. zu ihrem Schilde gemacht hatten. Der Himmel verdrängte den Olymp, aus den armen Fischern wurden feiste Bischöfe, aus dem Wundöl des barmherzigen Samariters wurde das Del, das man leugnenden Ketzern zum Brennen unter die Fußsohlen strich, und den Armen, die es nach wie vor gab, den Gedrückten und Getretenen wurde — das Evangelium gepredigt, nämlich die Botschaft, daß alle Dinge im Himmel und auf Erden in die Gewalt der hohen Geistlichkeit gegeben sind. Ich weiß natürlich nicht, und das wird man mir wenigstens gewiß aufs Wort glauben, was aus unsrem heutigen Communismus und seinen Propheten noch demaleinst werden wird; aber gesetzt, es gelänge ihm in so viel hundert Jahren zur Geltung, oder gar zur Herrschaft in der Welt zu gelangen, gewiß würde das was er endlich emporbringen würde, wieder nichts anderes sein als eine neue Art Glaubensbekenntniß, und das Stadium in welchem sein Humanismus in einen Satanismus umschlägt, würde gewiß nicht ausbleiben. — So furchtbar scheint mir nun zwar der Communismus vor der Hand noch nicht, daß man alle möglichen Vereine oder Versammlungen verbieten oder unter polizeiliche Aufsicht stellen müßte, bei denen etwa eine Lebensart die nach Communismus schmeckt, fallen könnte oder irgend einmal gefallen ist. Dessenungeachtet begreife ich es sehr wohl, wenn die Polizei hierin anders denkt. Wo derjenige Stand, der heut zu Tage doch nun einmal der herrschende, und da wo er noch nicht herrscht, wenigstens zur Herrschaft hin drängende ist, der Bürgerstand, nicht der Freiheit genießt, Versammlungen in seinem Interesse zu halten, wie könnte da diese Freiheit einem Stande gewährt werden, der noch nirgend an der Herrschaft einen Antheil nimmt? Es darf wohl zugelassen werden, daß der abhängige Arbeiter wohlmeinend belehrt, über seine Pflichten unterrichtet, oder in Andachtsstunden erbaut werde, aber es darf nicht zugelassen werden, daß man ihm zur Ausbildung eines Bewußtseins über die Unzulänglichkeit seiner Stellung und zur Bethätigung seines lieben Ich eine Anleitung gebe.

Vergleichen mag man wohl von den Vorträgen, die im hiesigen Handwerkervereine gehalten wurden, gefürchtet haben. Der Candidat Behrends, welcher dabei besonders thätig war, ist sogar schon früher in Folge einer Wahlpredigt, in welcher man communistische Elemente entdeckt haben wollte, von dem Consistorium der Wahlfähigkeit zu einem geistlichen Amte und vom Provincial-Schulcollegium der Bez-

rectigung zur Ertheilung von Unterricht beraubt worden. Nun hat ihn kürzlich auch noch das Polizeipräsidium, wie es scheint, der Vorträge wegen welche er im Handwerkervereine hielt, aus Berlin gewiesen. Es ist noch nicht gewiß, ob diese Maßregel wirklich zur Ausführung kommen werde; aber seltsam bleiben dergleichen Ausweisungen immer, da der Ausgewiesene an einem anderen Orte doch schwerlich anders wirken wird, als am hiesigen. Außer dieser Maßregel gegen den Herrn Behrends ist übrigens gegen den Handwerkerverein auch noch die ergriffen worden, daß man den Vorsteher, Stadtrath Hedemann, ausdrücklich für alles was in den Versammlungen des Vereines vorgehen würde, verantwortlich gemacht hat. Einen verwandten Charakter scheint die Weisung zu haben, welche an den hiesigen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Volksschriften ergangen ist, jede Schrift die er herauszugeben Willens sei, dem Polizeipräsidio zuvor zur Genehmigung einzureichen. Es ist sogleich darüber geschrieben worden, daß diese Maßregel ungesetzlich sei, da Schriften aller Art unter 20 Bogen nur der gewöhnlichen Censur, und solche über 20 Bogen der Vorlegung 24 Stunden vor der Ausgabe unterworfen sind; jedoch was will man? es ist eine Präventivmaßregel wie so viele andere; in Betracht des besonderen Zweckes welchen der Verein hat, auf die untern Klassen zu wirken, ist eine besondere Controlle nöthig befunden worden; ohne Zweifel wird dieser nöthigen Falls die königliche und somit gesetzliche Bestätigung nicht entstehen.

Ich habe schon beiläufig von der Pestalozzistiftung gesprochen. Dem Pestalozzifest ist hier bekanntlich im vorigen Jahre zu Ehren Diesterwegs vorgegriffen worden, indem man zu gedachter Stiftung am Geburtstage des genannten Seminardirectors den Grund legte. Dieses Jahr hat nun die eigentliche Jubiläumsfeier in einer zahlreichen, meist aus Lehrern bestehenden Gesellschaft statt gefunden. Diesterweg hielt dabei eine Rede, in welcher er unter Anderem den Humanismus als das wahre Christenthum bezeichnete. Humanismus und Christenthum, meinte er, sei eines und dasselbe, oder wenigstens sollte es doch so sein. Ist aber dann wohl abzusehen, warum man noch auf den Namen Christenthum bestehen sollte, warum auf einen „christlichen“ Staat? Sei man alsdann doch ehrlich, und sage: was wir am Christenthume noch erkennen und zu haben vermeinen, ist weiter nichts als was, unserer Ansicht nach, das rein Menschliche an ihm ist, die Brüderliebe! Das ist aber eben dann Menschenthum und nicht Christenthum. Soll vom Christenthume die Rede sein, so gehört dazu nothwendig irgend etwas Specifisches, was das Christenthum zum Christenthume macht, und das ist die Gottheit Christi, diese Idee, dieser Name, durch welchen man — in welchem Sinne es nun immer sei — selig zu werden hofft. — Der Prediger Pischon brachte mit Recht einen Streitpunkt des vorigen Jahres wieder aufs Tapet

Diesterweg hatte nichts von Demuth, sondern nur von Muth wissen wollen. Nun schob ihm Pischon ziemlich taktlos, die Sache ins Gewissen; taktlos, weil dies die schlechteste Manier ist, Jemanden zu Zugeständnissen zu zwingen. Pischon fragte nämlich Diesterweg, ob nicht des Letzteren eigenes bescheidenes Benehmen bei den Ehrenbezeugungen des vorigen Jahres „Demuth“ gewesen sei? Diesterweg scheint dies bei dem Festmahle stillschweigend bejaht zu haben. Allein wir Anderen müssen es nothwendig verneinen. Wenn man jede natürliche Scham, jede Bescheidenheit, jedes Gefühl der eigenen Beschränkung, und dergleichen, Demuth nennen will — gut! Aber was ist damit gewonnen? — Demuth ist vielmehr die specifisch christliche Tugend, die Verleugnung der eigenen Kraft, um in Allem Gott allein die Ehre zu geben. Diese Tugend besitzt aber Der nicht, welcher im Christenthume nichts Gutes als den darin steckenden Humanismus erkennt. Die Tugend des Humanismus ist eigene Kraft und eigener Muth; sein Wahlspruch: Hilf dir selbst und den Anderen!

Ich hätte diesmal noch Vieles zu besprechen, aber dieser Brief ist ohnehin schon so lang geworden, daß ich es, um nichts übers Knie zu brechen, lieber auf den nächsten Brief versparen will.

III.

A u s W i e n .

1.

Lage der arbeitenden Klassen. — Wohlthätigkeit. — Blindeninstitut. — Graf Laderchi. — Summarisches Rechtsverfahren. — Quarantaine. — Schlachthaus.

Der ausnehmend milde Winter, der hier herrscht, indem das Thermometer selten unter Null sinkt, macht die Besorgnisse zu Nichte, welche man in Bezug auf den Nothstand der arbeitenden Klassen im Herbste gehegt hatte; die Bauten und Erarbeiten können ungehindert ihren Fortgang nehmen, und dieser Umstand verschafft den Proletariern ihr tägliches Brod, welches freilich bei der leider noch immer andauernden Theuerung der Lebensmittel ziemlich klein ausfällt. Der Kaiser hat zur Vertheilung an die Armen neuerdings 15,000 Gulden angewiesen; überhaupt muß man staunen, welche bedeutende Summen binnen einem Jahre in die Kassen des Armeninstituts und anderer wohlthätiger Anstalten fließen. In Bezug auf Mildthätigkeit dürfte kaum eine zweite Stadt Deutschlands, mit Ausnahme Hamburgs, mit der österreichischen Hauptstadt zu vergleichen sein, indem außer den beträchtlichen Sammelgeldern von Seiten der Künstler, welchen bei ihrer Ankunft im Falle mehrerer Concerte, ein Wohlthätigkeitsconcert zur Pflicht gemacht wird, viel Geld in das Opferbecken der Dürftigkeit gespendet wird. So hat z. B. die letzte Akademie Saphirs im Theater an der Wien der Versorgungsanstalt für Blind-

de als die Hälfte des Reinertragnisses wieder den Betrag von 1762 Fl. C. M. zugewendet. Leider geht dieses Institut doch einer beklagenswerthen Umwandlung entgegen, da ein Decret der Regierung die Bestimmung aufgestellt hat, daß in Zukunft wegen Mangels an Fonds diejenigen Blindenzöglinge nach ihrem Austritt aus der Bildungsanstalt in die Versorgungsanstalt aufgenommen werden sollen, welche eine jährliche Unterstützung von 100 Gulden nachzuweisen im Stande sind. Durch diese Beschränkung ist die Lebenszukunft sehr vieler Blinden, welche sich in der Bildungsanstalt, die unter der Leitung des vortrefflichen Klein steht, so viel Fertigkeit in irgend einer mechanischen Beschäftigung angeeignet haben, um sich in der Folge einen Theil ihres Lebensunterhalts selbst verdienen zu können, schwer bedroht, denn während sie bei der früheren Einrichtung des Versorgungsinstitutes für den Fall, daß sie keine Verwandten hatten, welche sie in ihr Haus aufnehmen, in die Anstalt übertreten konnten, wo sie angemessen beschäftigt und für ihre Bedürfnisse gesorgt wurde, stößt man jetzt die Unbemittelten, die nicht den erforderlichen Zuschuß zu leisten im Stande sind, in die kalte Welt hinaus, wo die Concurrenz der Vollsinnigen sie ohne Zweifel erdrücken muß, indeß die Bemittelten, welche der Anstalt weniger bedürfen, darin Aufnahme finden. Diese Wandlung der Verhältnisse haben den Director der Blindenanstalt, welcher zugleich Director des Versorgungshauses gewesen, bewogen, diese letztere Stelle sogleich niederzulegen. Herr Klein ist von Geburt ein Würtemberger und hat sein ganzes Leben der Bildung jener Unglücklichen geweiht, denen ein hartes Geschick die kostbare Gabe des Augenlichtes entzogen hat; schon im Jahre 1803 begründete er hier ein Bildungsinstitut für Blindgeborne und wußte seine Lieblingschöpfung durch alle Stürme einer vielbewegten Zeit hinüberzuretten in unsere friedlichen Tage von denen er hoffte, daß sie den heftigsten Wunsch seiner menschenfreundlichen Seele, nämlich die Uebernahme des von ihm mit großen Anstrengungen erweiterten Instituts von Seite der Staatsverwaltung, realisiren würden. Darin täuschte er sich aber; man belohnte seine unwiderlegbaren Verdienste um den Staat und die Menschheit durch die Civilehrenmedaille und den Rathstitel, allein von der Erhebung der Anstalt in ein vom Staate zu unterhaltendes Institut war nie die Rede.

Am 2. Jänner starb der Graf Felix Montecucculi = Laderchi, k. k. Kämmerer und Vordrordneter des niederösterreichischen Herrenstandes in dem noch kräftigen Alter von 46 Jahren, mitten in seiner energischen Thätigkeit, durch welche das ständische Leben unseres Landtages in den letzten Jahren einen sehr bemerkenswerthen Impuls empfangen hat. Der Graf war 1799 geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung in der Theresianischen Ritterakademie, welche, nachdem sie Joseph II. aufgehoben, von Kaiser Franz eiligst wieder her-

gestellt worden, und trat sodann als Auscultant beim Landrechte der Provinz Niederösterreich in den Staatsdienst, worin er alle niederen Grade ziemlich schnell durchlief und 1833 zum Landrath befördert ward. Nach einer 22jährigen Wirksamkeit im Staatsdienste, fand er sich 1843, angeregt durch die Erscheinungen der Zeit und das Erwachen des corporativen Geistes im Schooße der ständischen Versammlung, welcher er durch Geburt und Grundbesitz angehörte, bewogen, seine Landrathsstelle niederzulegen. Für diese Entsagung, bezahlte ihn der Herrenstand des niederösterreichischen Landtages durch Erwählung zum Verordneten, als welcher derselbe im Ausschusse die Wahrung der ständischen Rechte und die Vorbereitung aller legislativen Schritte der Versammlung zu besorgen hatte.

Unsere Justizverfassung hat durch die kaiserliche Entschliessung vom 18. October 1845, womit in allen Provinzen der Monarchie, in denen das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch gilt, mit Ausnahme Dalmatiens und der Lombardei, für alle Civilrechtsstreitigkeiten, wo der Gegenstand die Summe von 200 fl. C. M. nicht überschreitet, ein summarisches Verfahren eingeführt wird, eine scheinbar unbedeutende, aber im Princip nicht unwichtige Modification erlitten, zumal der Beisatz eingeflochten ist, daß dieses mündliche Rechtsverfahren auf Verlangen der Parteien auch bei Rechtsstreitigkeiten von größerem Belang angewendet werden dürfe. Mit dieser Erstreckung des summarischen Verfahrens, welches bis jetzt bloß auf Streitigkeiten unter 25 Gulden Anwendung gefunden, auf die beträchtliche Summe von 200 fl., ist die Bahn gebrochen, auf welcher eine weitere Ausbildung der Mündlichkeit in der Gerichtspraxis erstrebt werden kann, ja, es ist so zu sagen in die Hände des Publicums gelegt, ob es den in der Herstellung des angeedeuteten Verfahrens gebotenen Spielraum benutzen und die Durchführung des Principis selbst übernehmen wolle.

Die Anwesenheit des Gouverneurs von Istrien, Graf Stadion, der in Angelegenheiten der Stadt Triest hieher gekommen, hat bereits gute Früchte getragen, da eine Verordnung der k. k. Hofkanzlei die Quarantaine in dem dortigen Hafen auf eine besonders liberale Weise regulirt. Fortan ist der Seeverkehr mit dem Königreiche Griechenland und den jonischen Inseln völlig frei, sowie nicht minder mit Marocco. Für Schiffe aus Tunesischen Häfen und aus Centralamerika wird dagegen eine fünftägige Contumazfrist anberaumt, wenn letztere mit dem Patente *tacca brutta* versehen sind, dürfen sie auch die Waarenladung an Bord behalten. Kriegsschiffe, welche pestfangende Stoffe am Bord haben, sind gleichfalls einer Quarantaine von fünf Tagen unterworfen, sonst aber contumazfrei. Diese energische Reform wird zugleich die übrigen Nationen zwingen, ähnliche Modificationen in Betreff des meist veralteten Quarantaine-Reglements einzuführen.

treten zu lassen, wodurch eine billige Gleichheit in der Behandlung sämmtlicher Fahrzeuge in allen Häfen Europas erzielt würde.

Mit Beginn des Frühlings soll in der Nähe der Thore der Hauptstadt, bei dem Badeort Meidling, nach dem Muster des großen Schlachthauses in Paris, eine für das hiesige Bedürfnis ausreichende Schlachthalle erbaut werden. Bei der Wahl dieser Baustelle fällt es nur auf, warum dieselbe nicht lieber an einem wasserreichen Flusse, statt an dem in der heißen Jahreszeit immer ausgetrockneten Wienflätschen genommen wurde, da reichlich vorhandenes Wasser ein Haupterforderniß für derlei Gebäude ist. Es scheint, als hätte es so nahe liegen müssen, die ungarische Seite, wo die Donau, die Mauern bespült, zu wählen, daß die Nichtberücksichtigung dieser Gegend schwer zu erklären, zumal der Viehzutrieb aus Ungarn und den Donaufürstenthümern in derselben seine Hürden hat, in welchen das Schlachtvieh von den Mesgern besichtigt und übernommen wird. Am zweckmäßigsten dürfte ohne Zweifel ein mittelst Wasserpfehlen über einem Flusse erbautes Schlachthaus sein, wie man sie in manchen Städten findet, die sich sonst nicht eben durch eine Großartigkeit der öffentlichen Bauwerke auszeichnen.

2.

Veränderungen in der Journalistik. — Archivarische Ernennungen. — Die „Legenden der heiligen Hedwig.“ — Stifters Werke. — Theaterangelegenheiten.

Mit dem Beginn des neuen Jahres hat unsere hiesige Journalistik einige wesentliche Veränderungen erlitten. Der Buchdrucker Solinger, der sich um den Fortschritt der im Ganzen leider noch sehr unvollkommenen österreichischen Typographie schätzbare Verdienste erworben hat, verstand sich in Folge längerer Unterhandlungen zu einem Arrangement mit dem Eigenthümer und Redacteur der Theaterzeitung zur Uebernahme der sehr bedeutenden Schuldenlast, man spricht von 162,000 Gulden C.-M. — wogegen die Regie des noch immer höchst rentablen Blattes in seine Hände gelangte, und Herr Bäuerle bis zur völligen Abzahlung der erwähnten Summe einen jährlichen Redaktionsgehalt von 4000 Gulden erhält. Eine der ersten Reformen, welche der neue Verleger mit dem unter seine Leitung gekommenen Blatte vornahm, bestand in der Ausscheidung des xylographischen Elements, dessen Heranziehung ohne Zweifel eine unglückliche Idee des sonst so speculativen Bäuerle gewesen, welcher von der irrigen Vorstellung ausging mit den beschränkten Geldmitteln, die ihm zu Gebote standen, und den ungenügenden Kunstkräften über welche er verfügen konnte, gegen das großartige Unternehmen des Buchhändlers Weber in Leipzig mit Erfolg aufzutreten zu können. Es zeigt von dem praktischen Blick des Verlegers, daß er er das unnütze Prunkwerk der

Holzschnitte fern hält und seine Sorge mehr auf die Verbesserung des Textes richtet, welcher in der That einer solchen gar sehr bedurfte. — „Der Humorist“ Saphirs hat durch Beiziehung eines so gewandten Journalisten wie Julius Seydlitz, und durch die Vergrößerung des Formats eine neue Gestalt gewonnen, und fängt an sich frischer und freier zu bewegen. Das Arrangement mit seinen Gläubigern bewährt sich als vollkommen gut, wobei zu bemerken ist, daß die mehrfältigen Vorlesungen, welche der geistreiche Humorist zu halten pflegt, ihm eine artige Nebenquelle eröffnet haben, wie denn z. B. die letzte von ihm im Theater an der Wien veranstaltete Akademie als halbes Reinerträgniß den Betrag von 1700 Gulden abwarf. — Das jüngste hiesige Blatt, welches durch den Ankauf der Zeitungsconcession des Dr. Groß-Hoffinger durch den Buchdrucker Schmid unter dem Titel: „Die Gegenwart“ ins Leben getreten, hat bereits den Besitzer gewechselt und ist durch Kauf an einen Privatmann übergegangen; die Redaction bleibt in den Händen des Herrn Schuhmacher, unter dem diese Zeitschrift bereits 1500 Pränumerationen errungen hat. — Die alte, über dreißig Jahre bestehende Zeitschrift „Der Sammler“, einst ein gebiegenes belletristisches Blatt, in der letzten Zeit aber zu einem Jammerbild herabgesunken, hat gleichfalls seinen Besitzstand verändert und ist von dem gegenwärtigen Redacteur der „Literaturblätter“, Dr. Schmidt, von der Straußschen Verlags handlung käuflich erworben worden, welche es wieder zu seinem ehemaligen Ansehen und seinem frühern Gehalt zurückführen will. — Außer diesen Verwandlungen ist nur noch das Entstehen einer neuen „ökonomischen Zeitschrift“ zu melden, die vom 1. Jänner 1846 angefangen im Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung und unter Redaction des Wirthschafts Rathes André erscheint.

In diesen Tagen endlich ist die Ernennung des Dr. Hurter aus Schaffhausen zum Hofrath und Reichshistoriographen in der Hofzeitung publicirt worden; mit dieser Beförderung wurde eine Reorganisation des Staatsarchivs verknüpft, zu dessen Director der Hofrath der Staatskanzlei, Baron Clemens von Hügel, der Bruder des berühmten Reisenden, ernannt ward, indeß der Archivar Dr. Chmel, Ordenspriester von St. Florian, zum Regierungsrath und Vicedirector befördert wurde. Als letzter Staatsarchivar wurde durch den Einfluß seines Schwiegervaters, des Malers Krafft, der die Stelle eines Schloßhauptmanns und Galerieinspectors im Lustschloß Belvedere bekleidet, der Geschichtsforscher Kaltenböck angestellt. Um durch die Beamtung des Dr. Hurter nicht einheimisches Verdienst zu kränken, hat man den Chorherren des Stiftes St. Florian, Herrn Stolz, einen wackern Historiker, der neben dem verstorbenen österreichischen Geschichtschreiber Kurz vielleicht die umfassendsten Kenntnisse im Quellengebiet der vaterländischen Geschichte besitzt, zum „zweiten Hi-

storiographen" des Reiches ernannt, ohne daß jedoch seine übrige Stellung irgend eine Veränderung erlitt. Wie wir hören, soll Dr. Hurter bereits mit einer Geschichte des Kaisers Ferdinand II. beschäftigt sein, dessen Regentenleben vom katholischen Standpunkte aus beleuchtet werden und eine Rechtfertigung der durch die Jesuiten geleiteten Reaction enthalten dürfte.

Der gelehrte Ritter von Wolfskron in Brünn hat ein sehr interessantes Werk herausgegeben, welches jedem Kenner der mittelalterlichen Literatur auf das wärmste anempfohlen werden darf und sowohl in literarischer als artistischer Beziehung die vollste Beachtung verdient. Wie meinen das Buch über die Legenden der heiligen Hedwig, nach einem aus dem Jahre 1353 stammenden und in der Bibliothek des Marienstiftes zu Schlackenwerth befindlichen Manuscript, für dessen Ausgabe der Antiquarbuchhändler Ruppitsch, sehr zierliche und kunstreiche, ganz im Geiste des vergilbten Coder angefertigte Miniaturbilder besorgte. Der Aufwand von Gelehrsamkeit und Geld, welchen diese Auflage des alten Coder bedingte, hat auch von verschiedenen Seiten ehrende Anerkennung gefunden, und während dem Schriftsteller von dem Könige von Preußen die große goldene Medaille für literarisches Verdienst zu Theil ward, ist dem Verleger vom Kaiser von Oesterreich gleichfalls die für schriftstellerische Belohnungen gestiftete goldene Medaille verliehen worden. — Von Stifters „Studien“ deren dritter Band eben unter der Presse ist, wird bereits eine zweite Auflage veranstaltet. Eine Sammlung seiner kleineren zerstreuten Aufsätze wird gleichfalls für den Druck vorbereitet.

In den Theatern herrscht eine unerquickliche Ruhe; weder die beiden Hofbühnen noch die Vorstadttheater entfalten eine ihren Kräften angemessene Regsamkeit, und vielleicht halten sie diese auch nicht für nothwendig, da die Vergnügungslust des Publicums so groß ist, daß sie gar keiner besondern Reizmittel bedarf, um täglich die Räume der Schauspielhäuser zu füllen. Die Directionen finden sich bei der ohnehin so lebendigen Theilnahme des Publicums keineswegs veranlaßt ihre Schuldigkeit zu thun und halten es für bequemer, mit geringeren Unkosten und weniger Ehre denselben Vortheil zu ziehen, den ihnen die äußersten Anstrengungen verschaffen könnten. Unlängst äußerte ein deutscher Bühnendichter, der jetzt hier verweilt, um eines seiner Bühnenproducte auf die Bretter zu bringen, wohl nicht mit Unrecht, daß die meisten Bühnendirectionen Deutschlands froh wären, wenn sie jeden Abend nur soviel Personen im Parterre hätten, als hier bei den fünf verschiedenen Schauspielhäusern wegen Mangels an Platz um 7 Uhr Abends fortgehen müssen. Im nächsten Sommer soll die Operngesellschaft des Theaters an der Wien, welche bis zu Ostern mehrfache wichtige Acquisitionen machen wird, unter Staudigls Leitung einen dreimonatlichen Ausflug nach London unterneh-

men, wo ihr bei der großen Beliebtheit dieses trefflichen Sängers in der englischen Hauptstadt, ohne Zweifel ein günstigeres Schicksal bevorstehen dürfte, als die deutsche Oper bisher in der Weltstadt an der Themse getroffen hat.

IV.

Mus Laibach.

Die Eisenbahn und das Philisterium. — Das Erdbeben. — Maschinenbauanstalt. — Zeitungsmetamorphose.

Unsere ziemlich obscure Stadt, welche kaum halb so bekannt wäre, als sie trotz dem noch immer ist, wenn sie die liebe Schuljugend nicht als die Hauptstadt des Herzogthums Krain kennen lernte, wird nun bald in die Kreise des modernen Lebens hineingezogen werden und in den deutschen Blättern in hundert verschiedenen Reisebildern als willkommene Staffage figuriren müssen. Der Bau der großen südlichen Staatseisenbahn hat das stille Eiland unseres hiesigen Treibens allgemach wie eine colossale Kreuzspinne in ihr ehernes Netz eingesponnen, und in Jahresfrist wird das arme Philisterthum wie eine gefangene Fliege in den Fäden des ihm feindlichen Weltlebens gar kläglich zappeln. Darum mag die kleinbürgerliche Selbsterei, ihre baumwollene Schlafmütze noch so trotzig und absichtsvoll über die Ohren ziehen, ihre Stunde hat gleichwohl geschlagen, und der erste Pfiff der Locomotive wird für sie die Posaune des Weltgerichts sein. Diese Betrachtung läßt mich das Gebahren des ehrlichen Philisteriums mit einem eigenthümlichen Gefühl von wehmüthiger Toleranz ansehen, eben weil ich weiß, daß seine Stunden gezählt sind und es sein Thonpfeifchen auf einem Vulcane raucht, der es in Bälde verschlingen wird. Die Nähe eines gewissen Untergangs verleiht dem steifleinenen Spießbürgerthume plötzlich einen Anstrich von Poesie, und die heroische Ruhe, mit welcher das alte Element seine Auflösung erwartet, hat etwas Großartiges, das selbst seine Feinde auf einen Augenblick versöhnen könnte. Alles Vergängliche und im Vergänglichkeitsprozeß Begriffene hat einmal einen dichterischen Reiz, während das Feste und Kräftige, dem keine Zukunft droht, oft prosaischer scheint, als es in der That sein mag. Ich freue mich schon auf den Augenblick, wo man mir das Licht im Kaffeehause nicht vor der Nase auslöschen wird, sobald ich einen Moment von dem Zeitungsblatte weg und einem eintretenden Freunde entgegenstehe, ich freue mich bereits recht herzlich auf den Augenblick, wo der lächerliche Rastendünkel und die vornehme Ignoranz verschwinden und einem ungezwungenen Ton, einem geistig belebten Gesprächsverkehr Platz machen wird. Wer Laibach in seiner gegenwärtigen Verfassung kennt, der kann schwerlich an die Möglichkeit der ersetzten socialen Verwandlung glauben, allein wie er auch über meine utopischen

Träumereien lächeln möge, ich bin meiner Sache gewiß, und prophezeihe, daß Laibach in Folge der Eisenstraße, welche von der Ostsee an den Busen der Adria führt, in kurzer Frist aufhören muß ein Krähwinkel zu sein! — Als ich diese kühnen Worte der Weissagung Abends am 21. December des Jahres 1845 in einem Kreise vertrauter Freunde aussprach, erbehten die Grundfesten des Erballes, daß die Mauern der Häuser borsteten und die Thürme wankten, ein Windstoß fuhr gespenstisch durch die öden Gassen und blies die letzten flackernden Lampen der Straßenbeleuchtung aus, welche pflichtvergessen fortbrannten und nicht zu ahnen schienen, daß bereits die 10. Stunde geschlagen, und die Gesichter der Anwesenden wurden fahl wie das Tabot, das in den Händen einer hiesigen Wäscherin gewesen. Als ich diese Wirkung meiner Seherworte wahrnahm, gereute mich die vorschnelle That, allein sie war nicht so leicht wieder gut zu machen; die etliche funfzig Schornsteine, welche zertrümmert auf dem Pflaster lagen, konnte nicht ich, sondern höchstens ein Maurergeselle wieder an ihren Platz bringen und der verdorbenen Thüreschlösser mußte sich irgend ein weicherziger Schlosser annehmen, sollten sie anders die Myssterien des Laibacher Lebens auch fernerhin vor den Augen der Proletarier verbergen. — Der Schrecken dieser Nacht wird mir kaum je aus dem Gedächtniß kommen, und ich wäre ohne Zweifel noch mehr erschrocken gewesen hätte das gute Philistertum nicht alles Mögliche gethan mich aufzuheitern. Bei einiger Aufrichtigkeit muß ich das offene Geständniß ablegen, daß mich in der Verwirrung, die in Folge der Erdstöße unter den Einwohnern einriß, nichts mehr bei Besonnenheit erhielt, als die komischen Gruppen, welche das wackere Philistertum mit seltener Selbstverläugnung zum Besten gab. Es ist doch merkwürdig, wie kleinlich kleinliche Lebensbezüge machen können.

Die Staatsverwaltung hat die Hauptstadt Krains zum Sitz der größten Maschinenwerkstätte der ganzen Südbahn bestimmt, indem die Räumlichkeiten des zum Bahnhof zu Graz verfügbaren Bauplatzes den Anforderungen einer solchen Anstalt nicht völlig entsprachen und darum die dortige Maschinenenerzeugung sich in bescheidenen Formen bewegt, indeß hier der industrielle Heerd des Schienenweges errichtet wird, welcher jährlich einen sehr bedeutenden Bedarf in Anspruch nehmen dürfte. Anfangs beabsichtigte man, Triest dazu auszuwählen, allein, die Nähe der den Rohstoff liefernden Eisenwerke in Krain, Kärnthens und Steiermark ungerechnet, ist der Tagelohn bei den hohen Preisen der Lebensmittel und der ungleich üppigeren Lebensweise der arbeitenden Klassen in Triest bedeutend höher, als in der Hauptstadt des Herzogthums Krain, das der erwerb suchenden Menschen genug hat und alljährlich einer Anzahl derselben in die Hafenstadt abgibt. Bis zum August 1846 muß die Bahn fahrbar sein.

Um auch von geistigen Dingen zu sprechen, so erwähne ich für

heute bloß, daß die hiesige politische Zeitung mit ihrer belletristischen Beilage, welche unter dem Titel „Illyrische Blätter“ erscheint, im Jahre 1846 fünfmal in der Woche ans Licht treten wird und ihr aschgraues Papier mit weißem Milchpapier zu vertauschen gesonnen ist. Daß die Veränderung keine bloß äußerliche sein, sondern auch in das innere Leben des Journals eindringen wird, dafür bürgt der Redactionswechsel, welcher die Leitung des Provinzorgans in die Hände des früheren Redacteurs der „Carniolia“ legt, des Herren Kordesch, eines jungen Mannes von Geschmack und Talent, der sich aus einem Infanteriecorporale zu einem Literaten metamorphosirte. —

V.

N o t i z.

Wohlthätigkeitsliteratur.

Die Theorie der Kritik fordert, sie soll gerecht, wahr, ohne alle Privatrücksichten urtheilen, und dennoch wird ihr in der Praxis fortwährend das Gegentheil von dem Allen zugemuthet. Da macht bald die Lebensstellung, bald die Jugend, bald das Geschlecht des zu kritisirenden Schriftstellers den Anspruch auf Rücksichtnahme, bald der Zweck und die Bestimmung des Buches. Es ist beinahe zum allgemeinen Uebereinkommen geworden, gegen Damen mild zu sein und die Bücher, welche zu Wohlthätigkeitszwecken herausgegeben werden, durchweg zu loben. Das ist ein großes Unrecht, welches der Kritiker gegen das Publicum begeht, weil dieses derartige Bücher kaufen soll, um die Wohlthätigkeit in's Werk zu setzen. Es ist aber auch ein Unrecht gegen die Hüfsbedürftigen selbst; denn thaten sich nun wirklich Schriftsteller zu einem derartigen Unterstützungsunternehmen zusammen, so mußten sie auch Gutes liefern und nicht nur die Abschnitzel ihres Papierkorbes. Dies aber ist in solchen Fällen beinahe eben so gäng und gäbe, als die Lobpreisung von Seiten der Kritik. Die neuesten Beispiele für ein solches Verfahren, lieferte das „Album zum Besten der durch die Ueberschwemmungen im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten.“ Wir finden in dem 426 Seiten starken Buche nur äußerst wenig Bemerkenswerthes. Außerdem finden wir unendliche Mengen von Bruchstücken, ja eigentlich nur von wenigen Autoren ganze und wirklich nennenswerthe Arbeiten, wie z. B. von Frankl, Grillparzer, Grün, Moshammer, Betty Paoly, Landesmann. Stark's und Bauernfeld's Beiträge sind dagegen schon anderwärts gedruckt.

— A —

Verlag von **Fr. Endw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda**

Druck von Friedrich André.